

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 20.

Donnerstag am 10. November.

1853.

### Ein Sohn.

Geschichte aus dem sächsischen Erzgebirge

von

A. P.

(Schluß.)



in Hof — theater — sänger?“ — stammelte die Frau sich entfärbend — „also ein Komödiant“ —

„Bah Komödiant!“ fuhr der alte Herr auf. „Hören Sie mich ruhig an, Frau \*\*\*!“

„Nicht so ein Komödiant, wie Sie deren etwa zu Zeiten in Ihrer Dorfschenke hat ihr Lumpentheater aufschlagen sehen, nicht ein solcher gaukelnder Sohn des Unglücks soll und wird mein Chorpräsekt und Primus Friedrich \*\*\* werden — nein, ein hochgeachteter Künstler, ein Mann, der mit Excellenzen, gnädigen Herren und großen Gelehrten verkehrt, ein Mann, der seinen Namen weit über die Grenzen unseres Sachsenlandes hinaus berühmt macht, ein solcher — ein Roscius cantans wird Ihr Sohn sein, wenn er dem ehrenvollen Muse meines Freundes, des Herrn Hofraths, folgt. — Komödiant!

Was für einen Mißbrauch Ihr Leute mit diesem Worte treibt! Zu was für einem Kloak von Abscheu, Verachtung und erbärmlichen Vorurtheil Ihr das unschuldige Wort gemacht habt! Weiß Sie denn nicht, gute Frau, daß vor Alters Königsstöchter Komödie gespielt haben? Daß ein römischer Consul — das will so viel sagen, als ein Beherrscher der halben Welt, — einen Schauspieler zum Freund hatte und sich nicht scheuete, ihn, als er eines Verbrechens angeklagt war, in öffentlicher Rede zu vertheidigen, die wir noch besitzen? Daß vor mehr als zweitausend Jahren Komödien in griechischer Sprache geschrieben worden sind, die ich noch heute mit meinen Schülern lese? Bin ich etwa ein Lumpenkerl, weil ich mit meinen Schülern griechische Komödien lese — he?“

„Davor behüte mich Gott, daß ich Sie anders als mit Respekt ansehe, Herr Rektor!“ sprach die Frau erschrocken.

„Nun, wenn ich ein ehrlicher Schulmann bin, indem ich Komödien lese und lesen lasse, so wird es wohl auch nicht entehrend sein, Komödie zu spielen. Daher haben auch in früheren, aber schon christlichen Zeiten, wo es in Deutschland noch keine Theater gab, die Geistlichen wacker Komödie gespielt, ja meine

Vorfahren auf der Marienberger Schule haben mit ihren Schülern oft Komödien aufgeführt, und ich wollt', ich könnte das heute noch thun. Liebe Frau! die Schauspielerkunst ist — wie alle Kunst — auch dazu da, Gott zu dienen, wenn sie in rechter Weise geübt wird; nur muß man wissen, was Gott dienen heißt. Gott dienen heißt: seinen Namen verherrlichen durch die treue Anwendung seiner Gaben zu Nutz und Frommen, Glück und Trost unserer Mitmenschen. Man kann Gott auf mancherlei Weise dienen und wahrlich! es ist nicht die schlechteste Weise ihm zu dienen, wenn man das Ebenbild Gottes, den innern Menschen, nach seinen mannichfaltigsten Beziehungen in seiner höchsten Verklärung, wie in seiner tiefsten Entwürdigung zur Erscheinung bringt, wenn man durch das eine Macheiterung zu hoher Tugend, durch das andere Abscheu vor dem Bösen erweckt, durch beides die Leidenschaften reinigt, die Seelen erhebt und veredelt. Und wenn einer auch nichts weiter als seinen Mitmenschen nach des Tages Last und Mühe ein edles Ergötzen schafft, so ist das schon ein Gottesdienst, denn auch die Freude kommt vom lieben Gott, und er will, daß wir uns freuen. Die Freude gehört zum Leben wie Essen und Trinken. Nur wenn das Schauspiel eine gotteslästerliche Tendenz annimmt oder zur gemeinen, sinnentleerten Gaukelei herabsinkt, ist es, wie jede andere Entartung, dem Herrn ein Greul. Sie muß also nicht glauben, werthe Frau, Ihr Sohn mache einen schlimmen Tausch, wenn er statt eines Dorfschulmeisters ein Bühnensänger wird, Sie muß nicht wähnen, daß er als dieser Gott weniger angenehm sein müsse, als er in jener Laufbahn geworden wäre. Auch Sie, liebe Frau, hat Ihr Leben lang Gott gedient nach Ihrer Gabe durch treue Beschickung Ihres Hauses, Ackers und Viehes, wie durch fromme Kinderzucht, und so dient jeder Gott durch treue Verwendung seiner Gaben im Dienste seiner Mitmenschen mit liebenden Herzen in dem Streben, es immer wohnlicher, immer traulicher zu machen auf Gottes Erde."

„Lieber Herr Rektor“ — nahm die Frau mit feuchten Augen das Wort — „Sie müssen einer alten einfältigen Frau 'was zu Gute halten. Ich glaube gern, was Sie mir sagen und will meinem Sobne nicht entgegen sein, wenn er lieber Theater-

sänger wird, als Schulmeister — aber — sehen Sie — es fällt Unsereinem so schwer, ein Kind einen andern Weg einschlagen zu sehen, als worauf man es von Jugend auf mit solcher Herzensfreude erblickt hat, wie es bei mir mit meinem Fritzgen der Fall war, seit er die lateinische Schule besucht. Und so ging es auch meinem seligen Manne: „wie stolz bin ich!“ — sagte er oft — „der Vater eines künftigen Schulmeisters zu sein! Giebt es denn auf der ganzen Erde einen nützlicheren, ehrenvolleren Stand, als den eines Volkslehrers? Wie froh bin ich, daß mein Sohn keine andern Gräten im Kopfe führt, daß er nicht denkt, ein Schreiber, Jäger, Kaufmann oder dergleichen zu werden!“ Mit solchen Gedanken ist mein Gottfried auch schlafen gegangen — ach! was würde er wohl sagen, wenn er noch lebte?"

„Lassen wir die Todten ruhen, Frau \* \* \*“ — entgegnete der Rektor — „ehren wir ihr Andenken, aber lassen wir sie nicht mit ihren Wünschen in's Leben herüber greifen! Uebrigens bin ich überzeugt, daß der Selige, wenn er noch lebte, mit Freuden in den Schritt Ihres Sohnes willigen würde; er war ja ein so verständiger Mann!"

„Ja — aber er konnte das Theatervolk nie leiden;“ — wendete die Frau ein — „wenn in der Schenke Komödianten waren, kam er gewiß nicht hin, und wir hätten es uns keines unterstehen dürfen, in eine Komödie zu gehen.“

„Schweig Sie mir doch um's Himmelswillen von Ihrer miserablen Dorfskomödie!“ — fuhr der Kathedrarch ungeduldig auf. „Die läßt sich doch nicht mit einem Hoftheater in Vergleich bringen! Indessen will ich Ihr weiter nicht zureden, Frau \* \* \* — thu' Sie, was Sie will. In Ihrer Hand liegt jetzt das Geschick Ihres Sohnes: Sie haben zu bestimmen, ob er sich zeitlebens als armer Dorfschulmeister — möglicherweise mit hundert Thaler Einkommen — kümmerlich abmartern, oder ob er ein hochangesehener, gefeierter Künstler mit mehreren tausend Thalern jährlicher Besoldung werden soll. Wäre es mein Sohn, so würde ich zu dem Jungen sagen: „sei kein Esel, greif zu! das Glück, das man mit Füßen von sich stößt, kommt nicht wieder.“

„Ach!“ — sagte die Frau — „ich will ja

meinem Frigen an seinem Glücke gar nicht hinderlich sein — ich bin eine einfältige, ungelehrte Frau, wie könnt' ich mich unterstehen, besser wissen zu wollen, als ein so gelehrter Herr wie Sie, was meinem Sohne gut ist! Wenn Sie meinen, daß er den Schritt thun soll, so geh' er in Gottes Namen — ich geb ihm meinen vollen Segen dazu."

„Topp!“ — sprach der alte Herr, in ihre Hand einschlagend — „das ist wacker, das ist vernünftig — und Sie wird es nie bereuen. Ihr Fritz ist ein frommer, treuer Sohn, er wird seiner Mutter reichlich zu vergelten suchen, was Sie an ihm gethan, er wird Ihr gute Tage die Fülle schaffen, wie er es als Schulmeister nie könnte. So hab' ich also Ihre Einwilligung — aber Frau \*\*\*! Sie muß hinterher nicht lamentiren, muß dem braven Jungen nicht das Herz wieder schwer machen — so wie Sie sich etwas merken läßt, daß Ihr der Schritt nicht recht ist, so springt er um!“

„Nein, nein!“ versicherte die Frau — „ich werde ihn bestimmt nur aufmuntern, sein Glück zu verfolgen.“ — —

Fritz tanzte vor Freuden, als er am andern Morgen noch vor Eröffnung des Unterrichts aus dem Munde des Rektors vernahm, daß seine Mutter in den Wechsel seiner Laufbahn mit ganzem Herzen willige. „Ach, das gute liebe Mutterherz!“ rief er, als er die Treppe herunterstieg — „sie soll es aber auch recht gut haben, auf den Händen will ich sie tragen und was ihr Herz nur begehrt, will ich ihr zu Füßen legen!“ Die ganze Prima und Sekunde — denn beide Klassen waren gerade kombinirt — wunderte sich über die heitern Sprünge, die ihr Primum und Präsekt durch das Auditorium machte. Endlich stieg er auf das Ratheder und rief: „Silentium! Ad publicandum! Sientemal und alldieweil ich binnen hier und vierzehn Tagen aus Eurer Mitte scheiden werde, liebe Kommilitonen, so denk' ich nach altem löblichen Brauch einen Valetschmauß zu geben, und lade Euch daher ein, künftigen Sonnabend Euch in meiner Behausung zu L. vollzählig mit viel Durst und tüchtigem Hunger einzufinden.“

Mit ungeheurem Jubel wurde diese Eröffnung aufgenommen — der gute Rektor stand wohl fünf Minuten unter der offenen Thür und sah dem Treiben der muntern Jugend zu, eh' von der ganzen

Versammlung einer ihn bemerkte. Endlich wurde ihn der Usurpator seines Thrones gewahr. Et! ad loca! ließ derselbe vernehmen, eilte von dem hohen Standort herab, und die Wogen der jugendlichen Lust legten sich so schnell, wie sie aufgeschäumt waren.

„Wißt Ihr schon“ — fragte der Greis die Versammelten — „was Eurem Mitschüler \*\*\* für ein Glück bevorsteht?“

„Ich wollte es ihnen eben mittheilen, als Sie eintraten“ — sagte das Glückskind.

„So vernehmt es von mir!“ sprach der Rektor und theilte ihnen nun mit, was alle zu wissen so begierig waren.

Von der Schule aus verbreitete sich natürlich die Kunde von dem Ereignisse bald durch die ganze Stadt. Wie an allen Begebenheiten ihrer Schule so nahm die Bürgerschaft auch an dem plötzlichen Schicksalswechsel ihres Chorpräsekten den lebhaftesten Antheil. Diese Thatsache wurde für die nächste Zeit das Thema aller Unterhaltungen, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn Frau Fama ihre Erfindungsgabe auch hier bewies, indem es ehrliche Leute genug gab, welche behaupteten, der Ruf von dem Wunderbaß ihres Präsekten sei bis an den Hof vor die Ohren Sr. Majestät gedrungen, und diese habe den Hofrath abgesendet, um den Bassisten sogleich zu engagiren. Es gab wohl niemanden, der demselben sein Glück nicht von Herzen gegönnt hätte, wenn man schon den Verlust eines Sängers, den man „auf dem Markte hörte, wenn er in der Kirche ein Solo sang,“ lebhaft bedauerte, ja, wenn es gleich auch im schlichten Handwerkerstande Leute gab, die es doch lieber gesehen hätten, er wäre bei seinem ursprünglichen Plane geblieben. Einer dieser Standes, ein viel gereifter, und ziemlich erfahrener Mann, bei dem ein Schüler einen Freitisch hatte, äußerte gegen diesen sogar: „und wenn ein solcher Opernsänger gleich in den Himmel erhoben würde, wenn man ihm das Gold in Vierteln zumäße, und die größten Herren um ihre Freundschaft buhlten, so stände er doch dem ärmsten Schulmeister an wahrer Würde nach. Uebrigens halt' ich unsern \*\*\* für das Theaterleben wenig geeignet, er müßte denn eben von Gott berufen sein, ein Reformator desselben zu werden. Ich habe in Berlin und Hannover, in Wien und Karlsruhe Gelegenheit genug gehabt, das

Treiben der Bühnenkünstler zu beobachten, und es ist mir überall ein Grauen angekommen vor der höfischen Aufgeblasenheit, Eitelkeit und Schüchtheit dieser Menschendarsteller. Möglich, daß ein so unverdorbener, und dabei Charaktervoller, wahrhaft genialer Naturmensch, wie unser Präsekt, durch sein Beispiel einen gediegnen, menschenwürdigen Geist in das Thalienpriesterthum bringt. Ich will es wünschen, denn ich glaube wohl, daß das Theater eine Volksbildungsanstalt von hoher Bedeutung werden kann — aber eine Schwalbe macht keinen Sommer.“ —

Frau \*\*\* hielt Wort. Als Fritz zu ihr kam, um die dem Rektor zugesicherte Einwilligung in seinen Standeswechsel aus ihrem Munde zu vernehmen, gab sie dieselbe mit Freuden und als er ihr die fünfzig Thaler zeigte, welche der Rektor ihm im Auftrage des Hofraths ausgezahlt hatte, da schlug sie die Hände zusammen über solchen Reichthum, den sie in ihrem Leben noch nicht beisammen gesehen hatte. „Hier, Mutterle!“ — sagte Fritz — „da hast Du fünf und zwanzig Thaler, davon kaufst Du eine Tonne Bier, Schinken, Wurst, Häringe, saure Gurken und Brot, daß sich dreißig bis vierzig Mann ordentlich satt essen können, denn künftigen Sonnabend halt' ich meinen Valetschaus. Da wird es ein wenig laut in Deiner stillen Wohnung hergehen — aber einmal ist nicht oft. Was von dem Gelde übrig bleibt, das behältst Du für Dich, mit den fünf und zwanzig Thalern, die ich noch habe, equipir ich mich und bestreite die Reisekosten.“

„So willst Du wohl schon recht bald fort?“ fragte die Mutter.

„In vierzehn Tagen“ — war die Antwort — „aber wir trennen uns nur auf kurze Zeit. Deine Wirthschaft verpachtest Du und ziehst sobald als möglich mit der Christel zu mir.“ —

Am Tage vor dem Valetschaus fand Fritz, der jetzt öfter bei der Mutter aus- und einging, diese ungewöhnlich blaß, ja es schien, als habe sie geweint gehabt. „Fehlt Dir etwas, Mutter? fragte er besorgt.“

Sie verneinte und drückte ihm die Hand.

„Oder ist es Dir nicht recht, daß ich die Sängerstelle annehme?“ fragte er weiter.

„Du hast meinen Segen dazu, Fritz!“ — erwiderte sie — „kümmere Dich weiter nicht um mich!“

Fritz fragte hinterher seine kleine Schwester im Rücken der Mutter, ob diese gegen sie etwas habe verlauten lassen, daß sie mit seiner Wahl nicht zufrieden wäre. Christel versicherte das Gegentheil — und so empfing er am folgenden Tage seine Gäste, unter denen sich auch seine sämtlichen Lehrer befanden, in der frohesten Laune. Wenn sein Dresdener Gönner ihn jetzt gesehen hätte, wie er die Honeurs machte, er würde über den feinen Anstand, die Gewandtheit und Elastizität in dem ganzen Wesen des jungen Mannes in Entzücken gerathen sein. — —

Der Valetschaus war vorüber, der Tag der Abreise vor der Thür, Fritzens Koffer gepackt — morgen sollte ihn die Post den Mauern Marienbergs und den heimathlichen Fluren für immer entführen. Begleitet von seinen vertrautesten Schulfreunden, wanderte er am Abend vor der Abfahrt zum Freiberger Thore hinaus, um noch eine Nacht unter dem mütterlichen Dache zuzubringen und morgen in aller Frühe von seinen Lieben Abschied zu nehmen. Zum letzten Male konnte jetzt Marienberg die Stimme hören, die Alt und Jung so oft in Verwunderung gesetzt hatte; denn noch eh' es an das Thor kam, stimmte das kleine Komitat das Lied an: „bemeester Bursche zieh ich aus — ade!“ Aus allen Häusern der Freibergergasse öffneten sich die Fenster und manches herzliche Lebewohl hallte dem schiedenden Sängernach. Bei dem niedlichen Zechenhanse auf der Mitte des Weges, welches von seiner schönen Bewohnerin den Namen „Donauweibchen“ führte, trieb Fritz die Gefährten zurück. „Besorgt mit' alles wohl!“ bat er, — „schafft meinen Koffer gleich auf die Post, laßt mich einschreiben und sagt es dem Postillon, daß ich mich erst in Lauterbach aufsetzen werde. Nun lebt wohl, Ihr trauten Jungen! Vergißt mich nicht! Behaltet mich immer lieb! Grüßt mir unsern guten Rektor, unsern Kantor und die ganze Schule noch einmal und helft mir unsern Chor stets tüchtig erhalten!“ Hierauf ein schluchzendes Umhalsen — Kuß um Kuß — und Lebewohl! Dann zog ein jeder Theil seines Weges.

Die Sonne vergoldete mit ihrem letzten Strahle die Kirchtumspitze seiner Heimath, als Fritz dieselbe aus dem Thale auftauchen sah. Er war diesmal nicht seinen gewöhnlichen Weg gewandelt, sondern hatte die Fahrstraße eingeschlagen, Er wollte von

seinem ersten Jugendlehrer und dem Pfarrer, der ihn getauft und konfirmirt hatte, Abschied nehmen, und beide wohnten an der Straße zunächst der Kirche. Und bei dieser Kirche war noch eine theure Stätte, das Grab seines Vaters. Eben ging er an einem — nun längst verschwundenen — Lannenborst vorüber, der wenig Schritte von der Straße entfernt einen kleinen Hügel krönte. Auch diese Stelle zog ihn an: er erinnerte sich, wie er am Tage seiner Konfirmation einsam dahin gegangen und ungesehen von eines Menschen Auge niederkniet war und Gott angerufen hatte, es doch möglich zu machen, daß er „bei der Schule bleiben“ könne. Und dieses Gebet hatte Erhörung gefunden: bald nach ihm war sein Vater von einem Ausgang heimgekommen und hatte dem lernbegierigen Knaben angekündigt, daß er nach reiflicher Besprechung mit dem Herrn Kantor zu dem Entschlusse gekommen sei, ihn nach Marienberg auf die lateinische Schule zu thun. Fritz gedachte des Entzückens, mit dem diese Eröffnung ihn durchdrungen hatte — er mußte wieder niederknien an jener Stelle, wo vor acht Jahren das kindliche Gebet seinen Lippen entstiegen war, — aber jetzt war es ein Dankgebet, das er brachte, und ein Gelübde, die Gaben, welche Gott ihm verliehen, allzeit treulich in seinen Diensten zu gebrauchen und nie sie zu schnödem Zwecke zu entweihen. Er hoffte auch als Künstler berufen zu sein, die Herrlichkeit Gottes zu offenbaren und auf seine Mitmenschen erhebend und veredelnd einzuwirken — wenn er sich aber hierin täuschte, so wolle Gott ihn erleuchten und seinen Fuß bewahren vor einem Fehlschritt. Dann ging er wohlgenuth weiter — in seiner Brust war vollkommener Friede — seine Stimme in und um ihn erhob sich wider seinen neuen Lebensplan — mit Begeisterung gedachte er seines Wirkens durch ihn.

So nabete er sich dem Friedhofe, über welchen der Weg zur Schule führte. Die Dämmerung breitete schon ihren Schleier über die stille Wohnstätte der Entschlafenen. Fritz wollte stracks nach der Schule hinübergehen, mußte aber doch einen Blick seitwärts nach dem Kreuze hinwerfen, das in einiger Entfernung die väterliche Gruft bezeichnete. Da sah er eine Gestalt sich auf derselben regen — es schien seine Mutter zu sein. Ihr Gesicht hatte sie in die Schürze gehüllt, und als er sich leis und langsam

ihr im Rücken näherte, fand er, daß sie weinte. Er wußte nicht, sollte er sie anreden, oder sich unmerklich entfernen. Eine unerklärliche kramvishafte Bewegung in seiner Brust hielt ihn stumm und fest am Bodengewurzelt. Nach einer Pause brach die Weinende unter heftigem Schluchzen in die Worte aus: „ach Gott! vergieb, wenn das schwache Mutterherz eine Sünde that, indem es seine Einwilligung zu einem so gefährlichen Schritte seines Kindes gab und erleuchte Du selbst seinen Geist, weil es noch Zeit ist umzukehren. O lieber Herr Gott! ich hab' ihn ja unter dem Herzen getragen — wie könnt' ich es erleben, wenn er verloren ginge! — Gottfried! wie wirst Du mir zürnen, daß ich Deinen Sohn von der Bahn weichen ließ, die Du ihm auserleihen, auf die Du mit so viel Befriedigung und Freude blicktest! O daß ich ihm das nicht vorgehalten habe — nun nicht vorhalten darf! — O Gott! nimm diese Centnerlast von meinem Herzen!“ —

Ein Todessehauer rieselte durch Frizens Gebein — einen Augenblick noch stand er regungslos — dann zog er sich leis zurück und ging — nicht in die Schule, nicht in die Pfarrei, zu niemand um Abschied zu nehmen, — er ging hinab in's Mutterhaus zu seiner Schwester. Auch diese saß weinend unter der Thür. „Guten, Abend Christel!“ redete er sie an — „weine nicht, es giebt keinen Abschied — ich bleibe bei Euch — wo ist die Mutter?“

„Sie wollte auf die Schule gehen“ — war die Antwort.

„Geh, sag's ihr“ — bat Fritz — „ich habe mich anders besonnen — ich gehe nicht nach Dresden — werde kein Theaterlänger, sondern was ich immer werden wollte: ein Schulmeister, sag' ihr das! Morgen komm' ich wieder heraus — gute Nacht!“ —

Es war zehn Uhr. Der Postmeister kehrte eben aus einer Abendgesellschaft heim, als eine Mannsperion vor seiner Hausthür auf- und abwandelte. Es war der Exräsident<sup>\*\*\*</sup>. Mit höflichem Gruße trat derselbe dem Kommenden entgegen und bat ihn, seinen Koffer nicht mit abgehen zu lassen, da er nicht nach Dresden fahre.

„Sind Sie krank geworden?“ fragte der Postmeister.

„Nein — ich habe mir die Sache anders

überlegt“ — erwiderte Fritz — „ich will bei der Schule bleiben.“

„Da muß ein Donnerwetter drein schlagen!“ — rief der Postmeister — „so eben noch haben wir in der Gesellschaft von Ihnen gesprochen und uns alle über Ihr Glück gefreut; ja, wir haben uns mehrere das Wort gegeben, das erste Mal, wenn Sie in Dresden öffentlich auftreten würden, dahin zu fahren, und nun soll nichts draus werden!“

„Es war der Wille meines Vaters, daß ich ein Schulmeister werde, und es ist Gottes Stimme, die durch den Mund frommer Eltern redete. Seien Sie so gütig und lassen Sie mir meinen Koffer wieder zukommen.“

„Den sollen Sie haben und auch Ihr Fahrgehalt“ — sagte der Postbeamte — „aber ich wollte Ihnen lieber noch zehn Thaler Reisegeld geben, als daß ich Sie aus der Passagierliste streiche. Si! was spukt das liebe Vourtheil noch so arg! Na — kommen Sie!“

Fritz nahm seinen Koffer und das Geld in Empfang und ging damit nach seiner alten Wohnung. Sein Wirth war nicht wenig erstaunt über das unerwartete Wiedersehen seines Hausgenossen, und noch weit mehr, als er erfuhr, daß er es wieder sein wolle.

„Aber heute bleib' ich nicht da“ — sagte Fritz — „ich muß noch nach L.“ Und hastig sich verabschiedend, stürzte er wieder hinaus wieder in die sternenhelle Sommernacht, aber nicht nach L. nicht zu's Mutterhaus, sondern in das freie Feld. Da irrte er umher bis an den Morgen. Als die Sonne über die östlichen Wälder heraufstieg, fiel ihr Strahl auf ein blasse Jünglingsgestalt mit trüben trocknen Augen. Ihr faustisches Feuer war erloschen wie ein bloßer Docht. Zusammengeknickt, mit schleppendem Gange wandelte der Mensch der Stadt zu. Was er in dieser Nacht gelitten, hat keine Seele erfahren. —

Am folgenden Donnerstage — denn das war auch ein Singetag — schritt Fritz wieder vor seinem Chor auf und ab. Viele Leute in der Stadt hatten gar nicht glauben wollen, daß er ein solcher Chor gewesen, sein Glück mit Füßen von sich zu stoßen — jetzt konnten sich alle mit eigenen Augen überzeugen. Da wurden der mißbilligenden Bemerkungen viele gemacht, freilich so, daß Fritz sie nicht hörte — aber als der Chor vor dem Hause jenes vielgereisten Handwerkers gesungen hatte, rief dieser den Präsekten in sein Haus. —

„Sie sind ein wackerer Mensch, Monsieur\*\*\*“ — redete ihn der Bürger an — „Sie lassen sich nicht von dem Schimmer des Goldes blenden — Gott wird Sie segnen. Sie haben aber schon eine Ausgabe auf die Sängerstelle hingemacht“ —

„Ja, leider!“ — fiel ihm Fritz in's Wort — „diese Ausgabe macht mir viel Sorge, denn natürlich muß ich dem Dresdener Herrn sein Geld wieder schicken, aber woher nehmen?“

„Mein Schüler,“ antwortete der Bürger — „hat mir alles gesagt. Da haben Sie die fünfzig Thaler — wenn Sie sie einmal übrig haben, geben Sie sie mir zurück.“ Damit schob er den Ueberraschten eine Anzahl Kassenbillets in die Partitur und entzog sich eiligst allen Einwendungen oder Dankesbezeugungen.

„Da hilft mir ja der liebe Gott unverhofft aus meiner größten Verlegenheit — und das soll mir ein Zeichen sein, daß mein Thun seinen Beifall hat.“ Mit diesem Gedanken eilte Fritz seinem Chore nach.

Er konnte nun dem Rektor den Vorschuß des Hofraths zurückerstatten. Obgleich der würdige Schulmann ihm anfangs zürnte, so schenkte er ihm doch bald die alte Liebe wieder. „Er scheint eben auch wie ich zur Plage geboren zu sein“ — sagte er nach einiger Zeit zu ihm — „so wollen wir denn in Gottes Namen unser Kreuz in Geduld tragen. Im Grunde sind wir Schulleute, wenn auch die schlechtest belohnten, doch die verdientesten Männer im Staate, damit wollen wir uns trösten.“ — Seiner Mutter verschwieg Fritz, was ihn zur Aenderung seines Entschlusses bewogen — er versicherte ihr, daß er nur der plötzlich erwachten Mahnung einer innern Stimme gefolgt sei. Ruhig, als ob ihm nie eine glänzendere Aussicht offen gestanden hätte, fügte er sich in sein bescheidenes Loos — aber Alle, die ihn kannten, machten die Bemerkung, daß er ein anderer Mensch war, als sonst; der Zug der Entsagung, der schon früher für den tiefem Menschenkennner an ihm bemerkbar war, hatte jetzt den Schleier, der ihn verhüllte, abgeworfen; seine Ge-

stalt war ohne Spannkraft, sein Auge ohne Feuer, seine Wange erblaßt. Manchmal zwar geschah es, daß diese sich erröthete, daß ein Funke der alten Glut aus seinen dunklen Augen schloß, daß sein Körper sich vormals aufrichtete und belebte — das war, wenn es galt, die Würde und hohe Bedeutung des Lehrerstandes zu vertheidigen; da konnte er mit flammender Begeisterung reden und sich glücklich preisen, diesem Stande anzugehören.

Er sang nicht lange mehr auf den Straßen Marienbergs. Es fand sich bald eine Schulstelle im höhern Gebirge, zwar in einer der schönsten Gegenden desselben — aber mit nicht mehr als hundert- undsechzig Thalern Einkommen. „Es ist nur der Anfang“ — sagte der Rektor, als er ihm die Nachricht von seiner Erwählung überbrachte. Fritz sagte nicht, daß er mehr begehrte oder verschmähete, er trat sein Amt an wie einer, der an das Glück keine Ansprüche mehr macht, der nichts nehmen, nur geben mag. Und er gab seine ganze Seele an seinen Beruf hin; aber wie wohl er ein trefflicher Lehrer war, so erscholl sein Ruhm noch nicht über

die Berge hinaus, die seinen kleinen Wohnort rings umschließen. Er lebte sich in seine kleine Gemeinde ein, nahm ein Weib aus ihrer Mitte und blieb in ihr sein Leben lang. So tief war die Resignation, die er in jener Nacht dem Himmel abgerungen hatte, daß sie allen Ehrgeiz, alles Streben in die Breite völlig in ihm verzehrte — er hatte keine Wünsche für seinen Geist mehr, und die Wünsche seines Herzens waren still und klein. Seiner Mutter blieb er immer der treue, ehrerbietige Sohn, der er von Jugend auf gewesen; als seine Schwester sich verheirathete, nahm er sie zu sich.

Die Welt, die er nahe daran gewesen war, als Künstler in Verwunderung und Entzücken zu sehen — hat nie von ihm erfahren. Er hat ihr unter Sorgen und Entbehrungen zehn Kinder gegeben und außerdem eine Menge guter Bürger gebildet — sie weiß es nicht; aber der Herr der Welt hat's in sein Buch geschrieben zu all den stillen, unbelohnten Verdiensten unbekannter Menschen, zu all den Leiden derer, die für andere lebten und duldeten.

## Gedichte.

### Waldnacht.\*)

Es sinkt der Tag, der Sonne Gold  
Tief in den Schoos der Ferne rollt,  
Es steigt des Mondes Silberbogen  
Auf aus des Neckars klaren Wegen,  
Die Sterne schimmernd niederlächeln  
Auf helle Flur, auf düstern Wald.  
Der Nachtwind leis beginnt zu säckeln,  
Ringsum die zehnte Stunde schallt.  
Die goldnen Wellen reifen Korn,  
Wie sie im Hauch des Wind's sich neigen,  
Es tönt der Ruf des Wächterhorns  
Vom Dorf herüber durch das Schweigen. —

Dort liegt der Wald! Im nächtigen Schleier  
Wie Wittwenhaft, wie trauernd jezt  
Im Mondenschein, vom Fluß und Weiher  
Mit blauem Gürtelband umnezt.

\*) Aus Adolf Sterus nun vollendeter Dichtung „die Lilie vom Neckar“, aus der wir schon früher ein Bruchstück „Burg Eberstein“ mittheilten.

Die Bäume, die an Sonnentagen  
Sich freudig strecken in das Blau,  
Gespenstisch aus dem Dunkel ragen,  
Umwoben von der Rebel Grau!  
Wo sich der Baumschlag dichter spinnt  
Um einer Wiese Rasenteppich,  
Wo grünlich feucht die Steine sind,  
Und jeder Stamm umrankt vom Gypich,  
Wo Trümmerhauch und Moderstaub  
Mit klarer Waldluft Duft sich mischen,  
Wo durch das zitternd schwanke Laub  
Der Gule scheue Flügel zischen;  
Da lodert hoch mit dichtem Qualmen  
Ein Feuer, lustig flammenscherzend,  
Versengend rings die grünen Halmen,  
Den moosbedeckten Boden schwärzend.

Und um die Flamm' ein düstrer Kreis,  
Gestalten, härtig schwarz und weiß,  
Die Wangen braun vom Sonnenbrande,  
Gesichter blühend und zerrissen,  
So lagert auf dem Rasenkissen  
Die seltsam grauenvolle Bande!  
Nicht blinkt die Flasche, klingt's und lärmt,  
Nicht sieht man Würfellust,

Von all den Klippen, bleich gehärmt,  
Nur dumpf verhaltne Flüche grollen.

Sind Bauern! Wißt ihr, was das heißt?  
Ihr wißt es nicht und könnt's nicht wissen,  
Wär' alles andre Leid geschweift  
In eins, — so wär's ein Ruhelassen  
Gen Bauernleid! Und wenn die Nöthen  
Nur eine Noth der ganzen Welt,  
Die müßte vor der Noth erröthen,  
Die auf den Bauer wuchtend fällt!  
Des Waldes stets geächtet Wild  
: Sehn Loos gen ihr's sie müßens preisen,  
Des Todes bleiches Schreckensbild  
Allein kann ihnen Heiland heißen.

In ihrer Mitte hebt sich stolz  
Ein schlichter Stab, auf seiner Spitze  
Ein derber Bauernschub von Holz;  
Daneben lehnt auf hohem Stize  
Ein ernster Greis, in weiten Falten  
Hüllt ihn ein schlichtes schwarz Gewand,  
Und all die zornigen Gestalten  
Sie sind an seinen Blick gebannt.  
Wer hat zu klagen? Ernst und düster  
Klingt seine Frage, und im Mund  
Erhebt sich summendes Geflüster:  
Wer sünden kann, der thue kund!  
Und aus dem Kreis hin vor dem Alten  
Stellt sich ein Mann, dem grimmer Schmerz  
Die schwieligen Fäuste krampf'ig ballten,  
Und ruft, die Blicke himmelwärts:

Nicht länger Brüder dürft ihr dulden,  
Das Joch, das unsern Nacken drückt,  
Nicht länger dürft ihr Rache schulden  
Den Herren, gepanzert und gekleidet.  
Die Waffen schnell zur Hand genommen,  
Das Maas ist voll, die Stunde ist gekommen.

Hört, was mich traf! am vorigen Abend,  
Rehrt matt und müd vom Frohntag ich,  
Die Augen an dem Felde labend,  
Das mir das Brod giebt kümmerlich!  
Da seh ich wie des Herren Mähre  
Zerstampft die schweißgedüngte Frucht,  
Im Eifer seh' ich mit der Wehre  
Und treib' das edle Roß zur Flucht.  
Es sieht's der Voigt und herrscht im Zorn:  
Weil Du den Halm dem Gaul nicht giebst,  
So werde ihm das ganze Korn,  
Das mehr Du als den Herren liebst!  
Und heut beim ersten Morgengrauen,  
Oh noch der Lerche Ruf geschallt,  
Da müssen meine Augen schauen  
Ein leeres Feld! die Faust geballt,

Kannt ich herzu und such't's zu hindern,  
Umsonst, es war des Herrn Gebot,  
So droht denn mir und meinen Kindern  
Zum Winter grauser Hungertod.  
Wollt ihr mit der Erhebung harren,  
Bis neues Grünen schmückt die Trift,  
Wird mancher noch von uns erstarren,  
Den gleiches Loos wie mich betrifft! —

Er hat geendet und das Schweigen,  
Mag keiner brechen, der gelauscht,  
Da horch! was durch die Stille rauscht,  
Da horch! was knattert in den Zweigen,  
Die Waffen nimm! die Schaar zur Hand,  
Da schallt die Losung wohlbekannt:  
Bundschuh durch's Land!

Und aus des Waldes dunklem Grunde  
Tritt eines Mädchens Lichtgestalt,  
Die Lilie! schallt es durch die Runde,  
Wer ist's, der nach ihr wallt?  
Sein Antlitz birgt des Helmers Gitter,  
Doch alle sehn — es ist ein Ritter,  
Sie treten ängstlich scheu zusammen  
Um ihres Bundes Feuerflammen.

Doch jener lächelt. Und den Schleier  
Von Eisen hebt er vom Gesicht,  
Da ruft es froh: Herr Hierian Geyer!  
Da wilder Jubel los sich bricht.  
Sie drängen sich, um ihm zu drücken  
Die Rechte, die er freundlich beut,  
Die Freude leuchtet in den Blicken,  
Die erst gezweifelt und gedräut!

Ein Wort, ihr Brüder, wollt versprechen,  
Daß keiner ehr' greift zur Gewalt,  
Daß keiner sucht sein Joch zu brechen,  
Als bis es allwärts Bundschuh schallt!  
Groß ist die Noth und täglich frecher  
Wird der Tyrannen Uebermuth,  
Ich, Brüder, helf' dem armen Sprecher,  
Der heute klagt aus eigenem Gu;  
Ertragt nur kurz noch Noth und Plage,  
Harrt bis zum nächsten Ostertage!

Wir schwören's! ruft die Jungfrau schallend  
Und hebt die Hand zum heiligen Eid,  
Wir schwören's! klingt es widerhallend,  
Wir wollen harren noch die Zeit.  
Dann aber, wenn die Glocken stürmen,  
Dann kommt ein Tag an, welchem wehn  
Die Bundschuhfahnen von den Thürmen  
Der Burgen, die im Feuer stehn!  
Dann möge die Vergeltung walten  
Mit ihrem blutgeschriebenen Banu,



Dann wird den großen Rechtstag halten  
Der heut ohn' Recht: der arme Mann!  
Zwei Schläge klingen dumpf und hämmernd  
Vom fernen Dorf her durch den Wald,  
Die Morgennebel steigen dämmernd.

Und ringen mit der Nacht Gewalt,  
Das Feuer ist herabgesunken,  
Die Bundschuhbrüder beten leis,  
Und als erlischt der letzte Funken,  
Löst schwelgend sich der ganze Kreis!

## Schiller in Mannheim.

Ein Erinnerungsblatt.  
(Schluß.)

Noch manches andere kam hinzu, um Schiller die neue, kaum angetretene Stellung zu verleiden. Seine pecuniären Verhältnisse hatten sich durchaus nicht wesentlich verbessert, er gab es selbst zu, daß er kein besonderer Witthscaster sei. Wenn Göthe von ihm sagt:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine  
Lag, was uns alle bändiget, das Gemeine“

so leidet dies auf Schillers Aufenthalt in Mannheim nur eine beschränkte Anwendung. Der neue Herr Theaterdichter lebte in einem Zimmer, dessen Ordnung ein würdiges Thema für Hogarths Pinsel gewesen wäre. Er verschwendete durchaus nicht, er hatte seinen Diener nur auf halbe Stunden gebunden und begnügte sich mit einer sehr frugalen Abendmahlzeit von Butterbrot und Bier — trotzdem war er öfter in Geldverlegenheit. Daß dies störend auf seine poetischen Arbeiten einwirkte, ist leicht begreiflich. — Schiller schreibt in Bezug darauf einmal später an Huber: „ein zerrissener Strumpf reißt mich aus meinen idealen Welten!“

Unter vielen Drängen des ungeduldigen Dalberg, dem wahrscheinlich vor einer Nichterfüllung des Contractes bangte, wurde die Theaterbearbeitung des Fiesko — die dritte nunmehr — vollendet. Ebenso wurde „Luise Millerin“ für die Bühne eingerichtet und unter dem später beibehaltenen Titel „Kabale und Liebe“ (den Schiller auf Islands Anrathen gewählt hatte) aufgeführt.

Es war indeß noch ein drittes Stück, welches der geschlossene Contract forderte, und Schiller befand sich in der schlimmen Lage, sich für keinen Stoff entscheiden zu können. Die Geschichte Conradins von Schwaben, ein zweiter Theil der Räuber, Bearbeitungen von Shakespeares Macbeth und Timon

und Don Carlos schwebten ihm gleichzeitig vor. Auf Dalbergs Anrathen entschied sich der Dichter endlich für den letztern Stoff und begann denselben zu bearbeiten. Die Bekanntschaft der französischen Tragiker, die er indeß gemacht, mochte wohl die erste Veranlassung sein, daß er sich entschloß, sein Stück in Jamben zu schreiben.

Die Bekanntschaft der Frau von Kalb, die er in dieser Zeit machte, wurde für ihn wichtig. Die geistreiche und gebildete Dame rieth Schiller, die vollendeten Scenen des Don Carlos am Hofe zu Darmstadt, wo sich eben der erste Beschützer der Künste, Göthes erlauchter Freund, der Herzog von Weimar befand, vorzulesen. Schiller hatte Ursache, die Befolgung dieses Rathes nicht zu bereuen, er kehrte als Herzoglich Weimarischer Rath nach Mannheim zurück. Dieser anscheinend leere Titel hatte für ihn die größte Bedeutung; er gewann durch denselben ein neues Vaterland und eine Art bürgerlicher Stellung. Schon vorher war er auf Dalbergs Verreiben Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden.

Die oben erwähnten übeln äußern Verhältnisse jedoch ließen in seiner Seele von neuem den Gedanken aufkeimen, sich durch eine „Brodwissenschaft“ eine gesicherte Existenz zu bereiten. Noch war es ihm nicht ganz klar geworden, daß er eben nichts anderes sein konnte und durfte als Dichter. Er hoffte von Dalberg, der ihm selbst den Vorschlag hatte machen lassen, zur Medizin zurückzukehren, so viel zu erhalten, daß er sich in dieser Wissenschaft auf der Universität Heidelberg vervollkommen könne. Aber auch hier täuschte sein zweideutiger Gönner das offene Vertrauen, welches er zu ihm besaß — und hatte kein Geld für ihn. Seine Erwerbsquellen vermehren und seine dramaturgischen Ansichten dem Publikum mittheilen zu können, unternahm Schiller die Herausgabe einer periodischen Schrift: Rheinische Thalia betitelt. In der Ankündigung

derselben heißt es: „alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. Den Schriftsteller überhüpfte die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser *Thalia* meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“

Zunächst aber brachte die *Thalia* dem Herausgeber Feindschaft — mit den Mannheimer Schauspielern, die keine Kritik verstanden und ertragen konnten. Schiller spricht sich über das Betragen derselben sehr gereizt in einem Briefe an Dalberg aus. Seine Verbindung mit dem Mannheimer Nationaltheater wurde dadurch immer mehr gelockert und nahte sich ihrer Lösung.

Von Leipzig aus erhielt er zu dieser Zeit ein sinniges Geschenk, begleitet von Briefen des (nachmaligen) Appellationsraths Körner, des Professors Huber, und der Braut Körners Minna Stöck. Mit diesen unbekanntem Verehrern knüpfte Schiller brieflich einen warmen Freundschaftsbund — und

diese veranlaßten ihn eben so sehr als sein eigener Drang, Mannheim zu verlassen und sich nach Leipzig zu begeben, wo er Liebe, Vertrauen und freundliche Unterstützung — alles, was ihm in Mannheim fehlte, zu finden hoffte. Auch für Leipzig hatte er einen neuen Lebensplan entworfen — er wollte das Recht studiren, um dann in Weimarsche Staatsdienste treten zu können. So fest war er dazu entschlossen und so bald hoffte er alle Schwierigkeiten überwinden zu können, daß er und Streicher sich beim Abschied das Versprechen gaben, einander nicht eher zu schreiben, als bis Schiller Minister, Streicher Kapellmeister geworden. Und das lebendige Vertrauen auf die eigene Kraft täuschte die Freunde nicht. Wenn auch beider Bahnen sich anders gestalteten, als sie damals denken mochten, so errangen doch beide eine Stellung, wie sie ihnen gebührte. Streicher ward bekanntlich nachmals einer der ersten Pianofortefabrikanten Europas.

Als Schiller von Mannheim wegging, schloß sich seine Sturm- und Drangperiode ab. Arm, wie er gekommen, ließ er die Thore der Stadt hinter sich, der geistige Gewinn aber, den ihm die Kämpfe, die er seit seiner Flucht aus Stuttgart zu bestehen gehabt, brachten, war unübersehbar. Der Dichtersjüngling war zum Manne gereift — „der lohe Aetherstrahl Genie“ in ihm strebte jetzt sich mit der Schönheit zu verbinden.

## Die großen Concertinstitute gegenüber den berechtigten Anforderungen unserer Zeit. \*)

Von

Ferdinand Gleich.

Das lebhafteste Interesse, welches die neue Zeit für die Tonkunst zeigt, der wesentliche Einfluß, den diese in Folge dessen erlangt hat, legen den Kunstinstituten, deren Aufgabe die lebendige Darstellung der größeren und bedeutenderen Musikwerke ist, ernste Verpflichtungen auf. Wenn eine Kunst so, wie in unserer Zeit die Musik, in dem Volksbewußtsein wurzelt und in dem Maße in allen Klassen

der Gesellschaft eingedrungen ist, hören die öffentlichen Kundgebungen derselben auf, bloße Belustigungen zu sein. Es ist jetzt mehr als je Pflicht der Kunstinstitute, zum Heile der Kunst nach allen Seiten hin zu wirken, ihre Aufgabe so ernst wie möglich zu nehmen, denn nur hierdurch kann den so lebhaft, vom Volke fast unbewußt ausgesprochenen Wünschen genügt und das allgemeine Kunstverständnis gefördert, mittelst der Kunst auf die sittliche Hebung der Menge gewirkt werden. Leider scheinen viele Kunstanstalten und vorzugsweise die Theater von dem sittlichen Ernste ihrer Bestimmung keine rechte Ahnung zu haben. Es ist hier nicht der Ort von den Gründen des Verfalles der dramatischen Kunst zu sprechen, verschweigen können wir jedoch nicht, daß das schnelle Ueberhandnehmen des Opernwesens nicht wenig zu dem Ruin derselben beigetragen, daß die Oper ihrerseits in ihrer bisherigen

\*) Mit Erlaubniß des Herrn Verfassers aus der „Rheinischen Musik-Zeitung“, welche seit dem Rücktritt ihres Redakteurs Bischof ein andres und wir können wohl sagen besseres und ehrenwertheres Princip verfolgt, entlehnt.

Horn sich bereits vollständig überlebt hatte und daß im Fache des recitirenden Schauspiels in neuester Zeit in Deutschland trotz der Vorliebe des Publikums für das zu singende Drama bedeutend Höheres und Besseres geleistet wird, als in diesem. Außer in der gewöhnlichen Salonmusik macht sich wohl mit wenigen rühmlichen Ausnahmen in keinem Kunstgenre Trivolität und Flachheit mehr geltend, als in der modernen Oper.

Anders verhält es sich mit den großen Concerten. Es haben diese sich im Allgemeinen eine gewisse Ehrenhaftigkeit bewahrt, sie haben sich frei von den verderblichen Concessionen gehalten, welche die Oper dem Ungeschmack bereitwillig machte. Die eitele Genuß- und Brunktsucht, das unkünstlerische Streben nach dem Beifall der großen Menge — alle diese Dinge konnten im Concertsaal keinen Boden finden, denn hier hatten von je an die Künstler mit ernsterem Streben und redlichem Willen überwiegenden Einfluß, ja sie flüchteten sich vorzugsweise auf diesen noch unentweiheten Boden und suchten durch die Pflege der klassischen Musik den Sinn für das wahrhaft Schöne wach zu erhalten. Ein großes Glück für die Concertinstitute war es, daß im Anfange der dreißiger Jahre — also nach dem durch Beethoven's Tod erfolgten vollständigen Abschluß der klassischen Periode der Concertmusik, und zu einer Zeit, wo der Verfall der Oper immer stärker hervortrat — ein Mann wie Mendelssohn auftrat und sich so große Verdienste um das Concertwesen im Allgemeinen erwarb. Mit festerer Hand und jugendlich frischer, edler und reiner Begeisterung führte er das unmittelbar unter seiner Leitung stehende Institut zu einer vorher nie geahnten Höhe, er erschloß, durchdrungen von Ehrfurcht gegen die klassischen Meister, den Musikern wie dem Publikum das Verständniß derselben. Es war dies ein gewaltiger Fortschritt, der auch bald auf die anderen großen Concertanstalten Deutschlands zurückwirkte.

Wie nach jedem Aufschwunge eine Zeit der Erschlaffung einzutreten pflegt und die Menschen in Bewunderung einer Größe gern in Einseitigkeit verfallen, so geschah dies auch hier. Nach Mendelssohn's Rücktritt von der unmittelbaren Thätigkeit an einem Kunstinstitute und noch mehr nach seinem früh erfolgten Tode glaubte man genug zu thun, wenn man da stehen blieb, bis wohin der Meister seine Jünger geführt hatte. Aus der gerechten Verehrung, die man ihm und seinen Verdiensten zu zollen schuldig war, entstand ein einseitiger, höchst intoleranter Cultus, der alles, was nicht von Mendelssohn oder seinen Schülern und Nachahmern herrührte, verdamnte und einem Componisten wie Robert Schumann nur deshalb die Pforten des Kunsttempels öffnete, weil ihn Mendelssohn selbst schätzte, dann aber auch, weil eine unabweißbare

Nothwendigkeit dazu trieb. Anstatt nun auf dem von Mendelssohn gelegten Grunde weiter zu bauen, verfiel man in eine starre Stabilität und gelangte endlich dahin, sich Jahre lang in einem ewigen Circeltanz zu bewegen. Die großen Kunsterscheinungen der Neuzeit wurden ganz ignorirt und wenn ja einmal etwas Neues gebracht wurde, so mußte es entweder nach Mendelssohn'schem Muster gearbeitet oder so unbedeutend sein, daß es Werke des einmal beliebten Genres nicht in Schatten stellen konnte.

Einen auffallenden Contrast mit der Stabilität wirklich großen Kunsterscheinungen gegenüber bilden die Concessionen, welche man selbst bei den besten Concerten den Launen der Sänger und Virtuosen macht. Während man Künstlern wie Berlioz, Richard Wagner u. a. beharrlich die Pforten des Kunsttempels verschlossen hält, während man um keinen Preis Werke, wie Meyerbeer's Musik zum Trauerspiel „Struensee“ (jedenfalls eines der werthvollsten Erzeugnisse dieses Componisten) aufführen würde, gönnt man bereitwillig dem leeren italienischen Strohhalm eines Donizetti, Verdi u., den oft sehr faden und nichts sagenden selbst verfertigten Paradesstückchen der Virtuosen Platz neben den klassischen Werken, bloß weil sie den Vortragenden Gelegenheit zum Brilliren, d. h. die Mittel zum Zwecke zu verkehren, geben. Durch diese Concessionen bekommen die Concertprogramme das Ansehen, als wären sie planlos und ohne künstlerische Gesinnung zusammengestellt, sie bieten ein buntes bedecktes Durcheinander dar, aus dem jeder das ihm Gefällige sich auswählt und bei dem anderen sich mit Anstand langweilen kann. Es muß allerdings eine Abwechslung in jedem Concertprogramme sein, nur dürfen die verschiedenen Theile nicht in zu grellem Widerspruch gegen einander stehen, ein gewisser innerer künstlerischer Zusammenhang darf nie fehlen und die Uebergänge von einem berechtigtem Genre zum anderen dürfen nie unvermittelt bleiben; das Unwürdige, Leichtsinrige, Triviale muß aber stets mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen werden.

Den Schwerpunkt in den großen Concerten bildet für die von höheren Kunstprincipien Ausgehenden die Instrumentalmusik. Die einleitende Ouvertüre und die nach Herkommen den zweiten Theil bildende Symphonie sind es, welche den Kunstfreund in den Saal locken. Das Uebrige — der Gesang und das Solospiel — wird nicht selten, und nicht immer mit Unrecht, als eine lästige oder mindestens überflüssige Zugabe angesehen, die man eben mit in den Kauf nehmen muß. Was wird nun aber in der Instrumentalmusik geboten? Immer und immer wieder dasselbe, das man seit ungefähr 20 Jahren gehört hat. Auf den Gebiete der Symphonie kann allerdings wenig Neues von Bedeutung gebracht wer-

den. Diese Kunstform hat in Beethoven ihre höchste Höhe erreicht, darüber, was dieser Meister gegeben, kann selbst ein bedeutendes Genie nicht hinausgehen, er selbst hat mit der neunten Symphonie vollständig abgeschlossen und den Weg gezeigt, den eine weitere Kunstentwicklung zu gehen hat. Die schöne Nachblüte der Symphonie, welche uns in Franz Schubert's, Mendelssohn's, Schumann's, und Gade's symphonischen Werken wurde, ist zwar hoch berechtigt, kann jedoch vom kunst-historischen Standpunkte aus nur als das nochmalige Zurückgehen auf ein geschichtlich schon vollkommen abgeschlossenes und erschöpftes Gebiet angesehen werden. Nur Menschen von so hoher Begabung, wie die Genannten, war es möglich, hier noch Erfreuliches und Lebensfähiges zu schaffen. Muß es denn nun aber — da man einmal wenig oder nichts Neues von hervorragender Bedeutung in diesem Genre bringen kann — jedesmal eine Symphonie sein, kann man nicht an deren Stelle zuweilen ein größeres Werk in anderer Form, wie die weltliche Cantate oder die fälschlich Symphonien genannten Werke von Berlioz (Romeo und Julie, Faust, Harald etc.) geben? Ich weiß recht wohl, daß man in Deutschland immer noch ein gewisses Grauen bei dem Namen dieses französischen Componisten empfindet, daß die abenteuerlichsten Vorurtheile über ihn im Umlauf sind, Vorurtheile im wahrsten Sinne des Wortes, denn man kennt den Totaleindruck von Berlioz's Werken noch nicht einmal, da man sie in lebendiger Darstellung mit wirklich verständnisvoller Auffassung und genügender Ausführung an den meisten Orten noch gar nicht gehört hat. Aus einem bloßen Lesen der Partituren kann man hier aber noch weniger einen Begriff von der Gesamtwirkung erhalten, als bei minder complicirten Werken. Man mag nun über den merkwürdigen Mann denken, was und wie man will, so wird man doch zugestehen müssen, daß er eine seltene Künstlerbeiwertung ist, und einer solchen gegenüber darf man sich nie theilnahmslos verhalten; sie hat durch sich selbst das Recht, auf dem Kampfsplatz ebenbürtiger Größen zu erscheinen. Man führe uns den Berlioz in entsprechender lebendiger Darstellung vor — der unbefangene, für alles Bedeutende empfängliche Sinn der denkenden Kunstfreunde, die gewissenhafte und klar blickende Kritik werden bald sich eine maßgebende Meinung über diesen uns noch absonderlich erscheinenden Genius bilden. Ein weites bis jetzt noch so gut wie gar nicht angebautes Feld würde für die Zukunft die „freie Phantasie für Orchester“ talentvollen Componisten bieten. Es bedarf hier nur eines energischen und schöpferischen Geistes, der dieser eine bestimmte, von der Symphonie abweichende Form gebe. Es könnte diese „freie Phantasie“ — wenn ich sie so nennen darf — sich an die früher übliche Form der Suite anschließen,

oder auch aus einem oder aus mehreren auch äußerlich eng zusammenhängenden Theilen bestehen. Einige der Öffentlichkeit noch unbekannt, vielleicht auch noch unzureichende Versuche jüngerer strebsamer Musiker, sich in dieser Weise eine neue künstlerisch berechnete Form zu schaffen, haben mich ermutigt, diese Idee öffentlich anzuregen. Vielleicht wäre auf diesem Wege noch manches Schöne und, wenn ein Genie ersten Ranges die Idee auffaßt, große Resultate zu erreichen.

In einem nicht minder engen Kreise bewegt man sich in den großen Concerten betreffs der Ouvertüren. Man kann bei einem der berühmtesten Institute Deutschlands sehen, wie Jahr aus Jahr ein Cherubini's Ouvertüren, ferner die von C. M. v. Weber (Freischütz, Oberon, Kuryanthe und Jubelouvertüre), die zur Zauberflöte, einige Mendelssohn'sche, einige Beethoven'sche und — die zu Tell von Rossini an die Reihe kommen, letztere, weil Mendelssohn einmal geäußert hatte, daß er sie recht gern habe. Zu diesem stehenden Repertoire sind in den letzten Jahren die Ossiandouvertüre von Gade und die zu Genoveva ein Schumann, die Concertouvertüre von Nieg und die beiden Venetianischen Ouvertüren gekommen, welche letztere doch eigentlich nur das kurze und schwache Aufplackern eines sehr unselbständigen Talentes sind. Wenn man ja einmal etwas anderes in diesem Genre brachte, so war es größtentheils wieder der Art, daß es eigentlich nicht in ein solches Concert gehörte, wie z. B. die Ouvertüre zu Rosamunda von Fr. Schubert und zu Göthe's Faust von Lindpaintner, letztere sehr geeignet für Gartenconcerte, Bachparaden. Manches wahrhaft Schöne und Große, was neuerdings in der Form der Ouvertüre geleistet wurde, ward bis jetzt consequent ignort: weder die Ouvertüren zu den Behnrichtern und zu König Lear von Berlioz, noch die zu den Opern „der fliegende Holländer“ und „Fannhüser“ wurden in das Repertoire aufgenommen — und die Folge all dieser Stabilität wird sein, daß in der nächsten Zeit weniger große und berühmte, aber mit viel Strebsamkeit und gutem Willen geleitete Concertinstitute ihre stolzen Schwestern in dieser Beziehung wenigstens überflügelt haben, daß jene die uns noch neuen von den berühmten Concerten vor-enthaltenen bedeutenden Erscheinungen vorsehen und sich somit ein erhöhtes Interesse gewinnen werden.

Nicht wenig würde es aber zum Verständniß neuer oder für den größeren Theil des Publikums minder leicht verständlichen Werke (z. B. der neunten Symphonie) beitragen, wenn man dem Hörer ein erläuterndes Programm davon in die Hände gebe. Wird der Hörer von vornherein durch die Feder eines Künstlers, der das Kunstwerk vollständig in sich aufgenommen, belehrt, um was es sich han-

delt, von welchem Geiste Beethoven inspirirt war, als er die Es-dur, C-moll, A-dur und die neunte Symphonie schrieb, wird er mit der Sage von Tannhäuser und vom fliegenden Holländer bekannt gemacht, so wird das Verständniß ihm erleichtert und also auch der Kunstgenuß erhöht, wenn nicht gar erst ermöglicht. Ohne ein solches Programm erscheint ein Werk dem Laien nicht selten entweder nur als ein Tonstück mit schönen Motiven und überraschenden Harmonien, oder — als ein unverständliches Tonchaos. Man muß doch bedenken, daß in der Regel nur der, dessen Lebensberuf die Kunst ist, Zeit und Gelegenheit hat, sich dem gründlichen Studium so großer und hochstehender Werke hinzugeben, daß aber auch der sogenannte Laie ein Recht auf den Genuß der höchst

stehenden Erzeugnisse hat, daß ein solcher ihm gewissermaßen Bedürfnis ist. Durch das bloße Vorführen der großen Werke kann man aber keinen wesentlich günstigen Erfolg erzielen, wenigstens dauert es lange Zeit, ehe die Mehrzahl der Hörer sich in ein solches Werk hineinlebt — es muß daher das allgemeine Verständniß erleichtert, das geheimnißvolle Wort der unbestimmt in Tönen redenden Kunst von deren Priestern in gewissenhafter und begeisterter Weise interpretirt werden. R. Wagners geistvolle und mit wahrhaft künstlerischem Schwunge geschriebene Programme zu der Troica, zur neunten Symphonie und zu der Coriolanouvertüre können für ähnliche kunstschriftstellerische Arbeiten als Muster dienen.

## Bücherschau.

**Walter Scotts poetische Werke.** Deutsch von Alexander Meidhardt. Elegante Miniaturausgabe mit Titelvignetten in Stahlstich. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. Erstes Bändchen: „Das Fräulein vom See.“

Walter Scotts, des gewaltigen Hochlandebarden, poetische Werke sind in einzelnen Uebersetzungen dem Publikum schon längst mitgetheilt worden. Eine einheitliche Verdeutschung derselben gab es bisher nicht und von diesem Gesichtspunkt aus muß das Unternehmen Herrn Alexander Meidhards willkommen heißen werden. Aus dem bis jetzt vorliegenden Bändchen: „Das Fräulein vom See“ („Lady of the Lake“) geht hervor, daß der Uebersetzer für seine schwierige Aufgabe gar wohl befähigt ist und daß wir eine ebenso wohl treue, als gerundete Bearbeitung vor uns haben. Wir theilen den „Gesang“ von S. 107 (welchen die Probecolumne des Prospektes enthält) mit:

„Zu ruhn man mir, zu beten gebeut,  
Und sagt, mein Hirn sei irr, verdreht;  
Ich kann nicht ruhn auf Hochlandsheid,  
Nicht beten ich in Hochlandsred,  
Doch wär' ich jetzt wo Allan weilt,  
Des heimischen Devon Woge eilt.  
Ich wollte ruhn und beten so hold,  
Daß Gott mein Glend enden sollt'.

Sie hießen decken mich das Haar,  
Mein Brauttag wär's, so sagten Sie;  
Sie hießen gehn mich zum Altar,  
Mein Treulieb sollte harten hie!  
Doch weh' der Täuschung, die in Blut  
Gitränkt des Morgens rothe Blut, —  
Und weh' dem Reentraum! — zu Pein  
Und Qual erwachte ich allein!

Im Laufe der nächsten Zeit werden „der Herr der Inseln“ und „der letzte Wäinürel“ die Fortsetzung des ganzen Unternehmens bilden. Sie sei freudig erwartet!



## Feuilleton.

### Literatur und Poesie.

**Auerbachs Dorfgeschichten.** Nachdem der vor etwa einem Jahre erschienene dritte Band von Berthold Auerbachs Dorfgeschichten nicht verfehlt hat, bei der gebildeten Lesewelt große Theilnahme zu finden, wird die Nachricht vom Erscheinen des vierten Bandes desselben (Mannheim, Fr. Bassermann) jedenfalls ebenso willkommen heißen werden.

**Mater Dolorosa.** Im Verlag von H.

Schindler in Berlin erschien soeben ein neues Werk des genialen Karl Beck, „Mater Dolorosa“ betitelt. Die junge Verlagsbandlung edirt gleichzeitig Otto Roquettes von uns erwähntes Drama „das Reich der Träume.“

### Musik und Theater.

Eine interessante Aufführung. Der

Rühlsche Gesangverein in Frankfurt a. M. beabsichtigt in nächster Zeit Händels „Allegro und Pensieroso“ aufzuführen. Händel hat dasselbe bekanntlich 1740, kurz vor dem Messias in der Zeit von siebzehn Tagen geschrieben. Trotz dem, daß man dieses Oratorium zu den gelungensten Werken des Meisters rechnet, ist dasselbe nur durch denselben und seitdem nicht wieder zur Aufführung gelangt. Die Uebersetzung des Textes, die allgemein gerühmt wird, ist von Gervinus.

**Tannhäuser in Paris.** Einem Vernehmen zufolge beabsichtigt Franz List, wie immer unermülich für die Sache Wagners, im Laufe dieses Winters den „Tannhäuser“ auf dem Théâtre lyrique zur Aufführung zu bringen. Richard Wagner selbst befand sich vor kurzem in Gemeinschaft List's in der französischen Hauptstadt.

**Neue Opern auf dem Dresdner Hoftheater.** Mozarts „Idomeneo“ soll auf dem Dresdner Hoftheater mit neuem Libretto neu einstudiert werden. Bescheidne Zweifel dagegen zu erheben, würde schon um deswillen unstatthaft sein, als die Betreffenden ihre große Sorgfalt für die Dresdner Oper durch die Wiederaufführung von — Verjüngs „Opernprobe“ kürzlich bewiesen haben. Es geht doch nichts über ein classisches Repertoire!

**Ein Entlassungs-gesuch.** Bogumil Davison, der genialste deutsche Darsteller der Gegenwart, hat seine Entlassung vom Hofburgtheater in Wien beantragt. Ein Bescheid ist ihm noch nicht zu Theil geworden, jedenfalls würde, wenn man Davisons Begehren willfährte, sich jedes Hoftheater beeilen, den Gefeierten zu gewinnen. Wünschenswerth wäre es, wenn sich der Künstler entschließen könnte, einige Jahre auf ein festes Engagement zu verzichten und durch Gastspiele das gesammte deutsche Publikum mit seinen Leistungen zu erfreuen.

**Louise Siber.** Diese Schauspielerin, schreibt man den „Jahreszeiten“ aus Stuttgart, ist noch zu jung, auch gehört sie noch zu kurze Zeit der Künstlerwelt an, um schon in weiteren Kreisen gekannt sein zu können. Gleichwohl zählt sie zu den bedeutendsten Talenten wie den in jeder Beziehung am reichsten Ausgestatteten der heutigen Bühne, daß wir nur als Vorbote eines sicher baldig glänzender Rufes erscheinen, wenn wir uns beeilen, etwas Näheres von der Dame zu erzählen. Die Versicherung, daß sie eine wahre Bühnenschönheit, kommt weder aus dem Munde eines Enthusiasten noch aus dem eines Verliebten. Fräulein Siber gastirte erst auf einem Theater, das mit der Presse in lebhafterem Rapport steht, in Leipzig, und auch von dort erklang wie in einstimmigem Chor der Laut der höchsten Bewunderung. Eine der edelsten jugendlichen Gestalten, gehört die Dame nicht zu jenen Erscheinungen, die da

reizen und besonders die Männer des Parterre durch gewisse Künste der Toilette oder des Augenspiels in Feuer und Flammen setzen, sondern schön in der vollsten Bedeutung des Wortes umspielt jede ihrer Bewegungen eine Grazie, ein Adel, die unwillkürlich anziehen, dazu gesellt sich die wahrhafteste Musik der Rede, auf deren Wellen sich das reinste innigste Gefühl schaukelt. Man muß die Außerordentlichkeit der Wirkung begreifen, welche diese Künstlerin bei jedem Auftreten in Rollen, die ihrem tiefen wahrhaft seltsamen Wesen entsprechen, auf das gesammte Haus hervorbringt. Fräulein Siber ist aus Stuttgart gebürtig, auch am Königlichen Hoftheater daselbst als „erste Liebhaberin“ angestellt. Im Alter noch nicht über das zweite Decennium hinaus, erschien sie dort kürzlich, wie auch in Leipzig, Mannheim, Nürnberg, als Julie in „Romeo und Julie“ und Mathilde in Benedir's gleichnamigem Schauspiel, und kennt man die Aufgabe dieser Parthien für jede und selbst die größte Künstlerin, so muß die Begeisterung, womit man allgemein von der Darstellung redet, das höchste, wärmste Interesse für die Dame erregen. Für keine der Rollen hatte sie je ein großes Vorbild; sie mußte sie lebendig aus sich selbst schaffen, und die höchste Vollendung ward ihnen. Das ist mehr als Talent, es zeugt von eben so großer Genialität als künstlerischer Durchbildung. Daneben soll in dem ganzen Wesen der Künstlerin etwas liegen, was einen unnennbaren Zauber ausübt und was ihr eben bei solchen Darstellungen den unbedingtsten Vorzug vor jeder Routine und jedem, selbst dem tiefsten Studium leiht, — ein gewisses ethisches Moment, das unerläßliche Attribut weiblicher Grazie, weiblicher Schöne, womit das innere, das heilige Auge und Ohr der Seele entzückt werden. Jeder Laut der Siber — schreibt man uns — jede ihrer Bewegungen, jede Stellung ist davon umspielt. Rege man dazu — sagt unser Correspondent — ergreifende Wahrheit mit einem Anflug von jener auch erhabenen Schöne, von welcher selbst die Antike so gerne schwärmend erzählt; so steht Louise Siber lebendig vor uns.“

### Correspondenz.

⊙ Leipziger Wochenchronik.

(4. November.)

Stadttheater: Das Haus des Barneveldt. Die lustigen Weiber von Windsor. Lustspiele. — Abonnementsconcerte im Gewandhause. — Kirchenconcert. — Dramatische Vorlesung von Arnold Schloenbach

Franz Dingelstädt's langersehntes, erst neuerdings wieder mit großem Erfolge über einige Bühnen gegangenes Trauerspiel: „das Haus des Barneveldt“ gelangte Montag den ein-

unddreißigsten Oktober hier endlich zur Darstellung. Das Stück hatte verdientermaßen einen bedeutenden Erfolg! Einen nähern Bericht über dasselbe behalten wir uns nach der, hoffentlich bald stattfindenden zweiten Aufführung vor, da wir leider verhindert waren der ersten beizuwohnen. Hebbels „Judith“ hat bis jetzt eine Reprise erfahren. — In der Oper feierte Nicolois „die lustigen Weiber von Windsor“ (mit dem abgeschmackten Textbuch von Mosenthal) ihre Auserhebung, die hoffentlich mit einer baldigen Höllenfahrt in die Theaterbibliothek endet. — Im Lustspiel sahen wir Moderich Beneditz's neuestes Produkt: „Ein Lustspiel“ ziemlich präventiv betitelt. Das Stück ist geschickt, anständig und ansprechend, aber wie gewöhnlich schablonenhaft und ohne besondere Neuheit oder Pikanterie. Ein älteres Lustspiel desselben Verfassers „die Mode“ wird gleichfalls neu einstudiert in diesen Tagen über die Bretter gehen. Wilhelm's Blüthe „Abwarten“ hat gefallen, wenn auch bei weitem nicht so, wie sein „Siner muß heirathen.“

In den Abonnementsconcerten kam eine ansprechende „Lustspielouvertüre“ von J. Riez und eine Symphonie Robert Schumanns in einer Sage zum erstenmale zur Aufführung. Die für die Saison engagierte Sängerin Fr. Bergauer scheint sich mit dem Publikum nach und nach zu befreunden. Das nächste Concert wird eine große Aufführung von Mendelssohn's „Paulus“ bringen.

Ein von dem Organist Schellenberg zum Besten der Armen in der Thomaskirche gegebenes Concert führte die Cantate S. Bachs „O Ewigkeit, du Donnerwort“ und den „130. Psalm“ von C. F. Wilsing in Berlin vor.

Der letzte, jedenfalls das Werk einer bedeutenden und imponirenden Kraft, hatte nicht die Wirkung, die man sich davon versprach. Mag auch ein Theil der Schuld auf die wenig abgerundete und präcise Aufführung fallen, so liegt der größere am Componisten und am Werke selbst, welches von Sachkennern und Sachverständigen als ein „Augenwerk“ mehrfach bezeichnet wurde. Wir haben unsere eignen kegerischen Ansichten über Kirchenmusik in der Gegenwart überhaupt, und wagen daher bescheidene Zweifel gegen C. F. Wilsing's Befähigung zur Beflegung des antikirchlichen Sinns der Zeit zu erheben.

Ueber die von uns vorherangezeigte dramatische Vorlesung Schloenbachs berichtet das „Leipziger Tagblatt“:

„Am Abend des 29. Oktober las, wie angekündigt, der Dichter Arnold Schloenbach sein neuestes vaterländisches Trauerspiel: „der letzte König von Thüringen,“ im Saale des Hotel de Pologne. Dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche,

die Vorlesung wegen des an demselben Tage zum Besten der Armen stattfindenden Kirchenconcertes auf einen andern Tag anzusetzen, konnte leider aus verschiedenen Gründen nicht entsprochen werden. Trotzdem war die Versammlung eine höchst zahlreiche.

Durch seine Trauerspiele „Gustav III.“ und „Burgund und Waldmann“ ist Arnold Schloenbach als Dramatiker rühmlichst bekannt, und so konnten wir wohl erwarten, daß sein neues Werk, seinem Talente entsprechend, bedeutend sei. Unsere Erwartungen sind nicht nur gerechtfertigt, sondern übertroffen worden. Der „letzte König von Thüringen“ ist eine wahrhafte Bereicherung der deutschen dramatischen Poesie, ein Drama so markig und kernig, so frisch und lebendig, daß nicht zu verkennen, wie erfolgreich sich der hochbegabte Dichter an dem Muster aller Dramatiker, an den Werken des Schwans von Avon gebildet hat. Den historischen Hintergrund des Schloenbach'schen Stückes giebt der durch innere Zerwürfnisse nach äußere Bedrängnisse herbeigeführte Untergang des Thüringer Reiches und seines Königs Hermannfried. Mit diesem stürzt auch der alte Götterdienst zusammen, auf den Trümmern erhebt sich mit neuer Bildung und neuer Gesittung siegreich das Christenthum. Als die würdevollste und edelste Repräsentantin der heidnischen Elemente im Stücke muß Beleda, die Overtresterin Wodans, gelten, die mit ihrer heißen, süßen, als sündig niedergekämmten Liebe zu König Hermannfried und ihrem tragischen Ende beinahe mehr Interesse erweckt, als die Gemahlin Hermannfrieds, Amalberga. Die eigenthümliche und seltsame Gestalt dieser Königin, der jähe Zwiespalt ihres Empfindens und Handelns, die Mischung von edler Weiblichkeit, würdevollem Stolz und unedler Leidenschaft erscheint uns ein wenig zu modern. — Die Männergestalten des Stückes sind nicht minder vortreflich. König Hermannfried von Nord- und Südbüringen, ein edler Held, der noch da groß erscheint, wo er sich von Umgebungen und Verhältnissen zur Schuld, an der er untergeht, hinreißen läßt; der grimme, den Bären und Auerochsen seiner Heimath entsprechende König Berthar von Westbüringen; der Pfaffenkönig Balderich von Ostbüringen (der etwas mehr in den Vordergrund gestellt zu werden verdient hätte), der Reichskanzler Hering, der dem Rade der Geschichte eine Babu giebt und in derselben von demselben zermalmt wird; der „vermittelnde“ Gaugraf Gleichen; der Adling Kefernburg, der Soling Bischof, der Freiling Habnstein als Repräsentanten des Volks; der intrigante, nichtswürdige und humoristische Leibeigne Wito; endlich der italienische Missionair Basilius; — sie alle sind trefflich angelegte und gut durchgeführte Charaktere. An spannenden und fesselnden Situationen und (aus dem Gange der Handlung, die unaufhaltsam vorwärts schreitet, herauswachsenden, nicht gemachten)

Effekten leidet das Stück keinen Mangel. Die Sprache ist kräftig und poetisch, selten findet sich in einem neuen Drama ein so prägnanter, kurzer und doch ausdrucksreicher Dialog. Kurz, das Ganze ist nur zu loben. Ein begründeter Einwand gegen den Stoff scheint darin zu liegen, daß die Existenz des Thüringer Königreichs überhaupt, da sie einer sehr grauen Vergangenheit angehört, den weniger Geschichtskundigen fremd sein dürfte. Diesen diene zur Beruhigung, daß die Behandlung des Stoffes seitens des Verfassers eine solche Kenntniß nicht voraussetzt." —

Dresden, den 7. November.

Wie bereits gemeldet, ging vor einigen Wochen das Birch-Pfeiffersche Stück: „Rose und Röschen“ über unsere Bühne, und konnte demselben nur durch den erstmaligen Austritt des Frä. Heizert als Röschen (deren Spiel unleugbar Talent verrieth) einiges Interesse verliehen werden. Der Rose ist denn auch die Waise aus Lowood von derselben Verfasserin bald nachgefolgt. Auf Grund eines Romans von Currer-Bell ziemlich „anziehend“ bearbeitet, mochte sich abermals hauptsächlich durch das Spiel des Herrn Devrient, der Frau Bayer-Bürk und Fräul. Berg die Gunst des Publikums erwerben. —

In Schillers „Maria Stuart“ am 23. Okt. und Shakespeares „Romeo und Julia“ am 2. Novbr. fanden die Koryphäen unserer Darstellung einen glänzenden Vereinigungspunkt.

Nächster Tage erwarten wir die Wiederaufführung von Freitag's ausgezeichnetem Lustspiel „die Journalisten“, welches wie anderwärts auch hier ungetheilte Anerkennung gefunden hat. Freitag, den 14. Nov. soll, wie wir eben vernehmen, zu Schiller's Geburtstagsfeier dessen „Braut von Messina“ gegeben werden.

Im Gebiete der musikalischen Aufführungen gedenken wir Rossini's neu einstudirter „Belagerung von Corinth“ und Vorgings komischer Oper „die Opernprobe“, wohl eines der schwächsten Produkte des verstorbenen Componisten. —

Am 21. v. M. fand in den Räumen des königl. Hoftheaters nächst der Aufführung des unbedeutenden Lustspiels „der Philosoph“ ein Concert von dem Pianisten Herrn Schönchen und Frä. Schönchen aus München statt, welche unter anderen Mendelssohn-Bartholdy's großes Concert (G-moll) vortrugen und reichlichen Beifall ernteten. Für morgen den 7. Nov. ist ein Concert zum Besten des Pensions-Fonds für das Sängerkorps des k.

Hoftheaters unter Mitwirkung von Frau Krebs-Michaeli, der Herren Weixelstorfer und Mitterwurzer angekündigt, in welchem es uns auch vergönnt sein wird, Fritz Spindler's neue große Symphonie (H-moll) zu hören, die der talentvolle Componist bereits in der letzten Zeit vor einem engern Kreise von Zuhörern vortrug.

Schließlich erwähnen wir noch mit Bedauern den am 29. Okt. erfolgten Tod der Schauspielerin Frau Heese, in welcher unserer Bühne ein talentvolles Mitglied entrißen worden ist. —

W. W.

## Vermischtes.

### Gedichte einer Königin.\*)

#### 1. An die Königin Elisabeth.

Nur ein Gedanke, der mich freut und quält,  
Hält ewig wechselnd mir den Sinn gefangen,  
So daß der Nacht und Hoffnung Stimmen klingen,  
Als ich die Stunden ruhelos gezählt.

Und wenn mein Herz dies Blatt zum Boten wählt  
Und kündet, Euch zu sehen, mein Verlangen,  
Dann, theure Schwester, laßt mich neues Wangen,  
Weil ihm die Macht es zu beweisen fehlt.

Ich sah den Kahn, im Hafen fast geborgen,  
Von Sturm und Kampf der Wogen festgehalten,  
Des Himmels heiteres Antlitz nachtungraut;

So bin auch ich beweegt von hangen Sorgen,  
Vor Euch nicht, Schwester! Doch des Schicksals  
Walten

Zerreißt das Segel oft, dem wir vertraut!

#### 2. Abschied von der Welt.

Was nützt die mir noch ungemessne Zeit?  
Mein Herz erstarrt für irdisches Begehren,  
Nur Leiden soll mein Schatten nicht entbehren,  
Mir blieb allein die Todesfreudigkeit.

Ihr, meine Feinde, laßt von eurem Meid,  
Mein Herz ist abgewandt der Hoheit Ehren,  
Des Schmerzes Uebermaß wird mich verzehren,  
Bald geht mit mir zu Grabe Haß und Streit.

Ihr Freunde, die ihr mein gedenkt in Liebe,  
Erwägt und glaubt, daß ohne Kraft und Glück  
Kein gutes Werk mir zu vollenden blicke.

So wünscht mir bess're Tage nicht zurück,  
Und weil ich schwer gestrafet ward hienieden,  
Erleht mir meinen Theil am ew'gen Frieden.

\*) In einer (im Verlage von Ras in Dessau sechsen erschienenen) Sammlung schottischer und englischer Dichtungen von Gisbert Freiherrn Binke finden sich nachstehende Gedichte der unglücklichen Königin von Schottland Maria Stuart. Das erste ist in italienischer, das zweite in französischer Sprache geschrieben.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.